

A close-up portrait of Toni Morrison. She is wearing a light-colored straw hat with a dark plaid band. Her hair is styled in thick, dark grey dreadlocks that frame her face. She is wearing a bright orange garment. The background is dark and out of focus.

rowohlt
e-BOOK

TONI MORRISON
IM DUNKELN
SPIELEN

Weißer Kultur und
literarische Imagination

dem Geistesleben auszumerzen ist ein Opfer, das sich als teuer erwiesen hat. Mir kommt dieses Ausradieren wie eine Art zitternder Hypochondrie vor, die sich immer wieder selbst mit unnötigen chirurgischen Eingriffen heilt. Eine Literaturwissenschaft, die es nötig hat, darauf zu bestehen, daß Literatur nicht nur «universell», sondern auch «rassenlos» sei, riskiert es, die Nervenbahnen zu dieser Literatur zu durchtrennen, und würdigt damit sowohl die Kunst als auch den Künstler herab.

Ich bin angreifbar für den Rückschluß, daß meine Untersuchung nicht frei von persönlichen Interessen sei; daß ich, da afrikanisch-amerikanischer Herkunft und Schriftstellerin, auf eine Weise Nutzen daraus ziehe, die sich nicht auf intellektuelle Befriedigung, wie sie aus dieser Art der Fragestellung erwächst, beschränkt. Ich werde das Risiko solcher Beschuldigungen eingehen müssen, denn die SACHE ist zu wichtig: Für schwarze wie für weiße amerikanische Schriftstellerinnen und Schriftsteller gibt es in einer durch und durch von rassistischen Vorurteilen geprägten Gesellschaft kein Entrinnen vor einer rassistisch «gebeugten» Sprache, und die Arbeit, die Schreibende tun, um die Imagination von den Forderungen dieser Sprache zu entfesseln, ist kompliziert, interessant und definitiv.

Wie Tausende von begierigen, aber nicht akademisch gebildeten Lesern haben auch etliche einflußreiche Literaturkritiker in den Vereinigten Staaten nie einen einzigen afrikanisch-amerikanischen Text gelesen - und sind noch stolz darauf. Es scheint ihnen nicht geschadet und ihnen in ihrer Arbeit und ihrem Einfluß keine erkennbaren Beschränkungen eingetragen zu haben. Ich vermute, und es gibt viele Hinweise, die diese Vermutung stützen, daß sie auch weiterhin ohne jede Kenntnis afrikanisch-amerikanischer Literatur erfolgreich sein werden. Faszinierend ist es allerdings, zu beobachten, wie es ihren aufwendigen Literaturerkundungen gelingt, in der machtvollen,

theatralischen Präsenz schwarzen Stellvertreterdaseins – einem formenden, stabilisierenden und verstörenden Element – in der von ihnen untersuchten Literatur *keine* Bedeutung zu sehen. Es ist interessant, nicht überraschend, daß die Machthaber in der amerikanischen Literaturkritik an ihrer Unkenntnis afrikanischamerikanischer Texte Vergnügen finden, ja sie zu genießen scheinen. Überraschend ist nur, daß ihre Weigerung, schwarze Texte zu lesen – eine Weigerung, die keinerlei Störung in ihrem intellektuellen Leben nach sich zieht –, sich wiederholt, wenn sie die traditionellen, anerkannten Werke der Literatur, die ihrer Aufmerksamkeit wert sind, wiederlesen.

Es ist zum Beispiel möglich, Henry James wissenschaftlich erschöpfend zu lesen und die schwarze Frau, die in *Maisie* die Wende der Handlung ermöglicht und die Triebkraft für eine moralische Entscheidung und damit den Sinn des Romans wird, niemals auch nur beiläufig zu erwähnen, geschweige denn sie angemessen zu behandeln. Wir werden niemals ermuntert, «The Beast in the Jungle» [*] so zu lesen, daß diese bildliche Darstellung bis zu ihrem, wie mir scheint, logischen Schluß verfolgt wird. Man kann sich schwerlich einen Aspekt von Gertrude Steins *Drei Leben* vorstellen, der noch nicht behandelt worden wäre, mit Ausnahme der Art und Weise, wie sie die schwarze Frau, die im Mittelpunkt des Werks steht, zum Erkunden und zum Erklären benutzt. Es ist anzunehmen, daß die Eindringlichkeit und Besorgtheit in Willa Cathers Darstellung schwarzer Gestalten gänzlich außer acht gelassen werden; keine Erwähnung findet das Problem, das die Rassenfrage hinsichtlich der Technik und der Glaubwürdigkeit ihres letzten Romans, *Sapphira und die Sklavin*, verursacht. Solche Literaturwissenschaftler sehen nichts Aufregendes oder Bedeutsames in den Bildern von Dunkelheit, Sexualität und Begierde bei Ernest Hemingway oder in den Rollen, die er schwarzen Männern zuweist. Sie

sehen keine Verbindung zwischen der Gnade Gottes und dem afrikanistischen Ausgrenzen bei Flannery O'Connor. Mit wenigen Ausnahmen zerbricht die Faulknerkritik die Hauptthemen dieses Schriftstellers in diskursive «Mythologien» und behandelt die späteren Werke – in denen Rasse und Klasse im Brennpunkt stehen – als weniger bedeutend, oberflächlich und von Verfall gezeichnet.

Eine aufschlußreiche Parallele zu dieser willentlichen wissenschaftlichen Gleichgültigkeit ist die jahrhundertelange hysterische Blindheit dem feministischen Diskurs gegenüber und die Art und Weise, in der Frauen und Frauenprobleme gelesen wurden (oder ungelesen blieben). Inzwischen gehen die kraß sexistischen Auslegungen zurück, und wo sie noch existieren, haben sie wenig Wirkung, weil die Frauen sich mit Erfolg ihren eigenen Diskurs angeeignet haben.

Nationalliteraturen schlagen sich, wie die Schreibenden, recht und schlecht und so gut sie es vermögen durch. Doch am Ende beschreiben sie offenbar mit Nachdruck das, was das Bewußtsein ihres Landes beschäftigt. Zu einem großen Teil hat die Literatur der Vereinigten Staaten die Schaffung eines *neuen weißen Mannes* zu ihrem Anliegen gemacht. Wenn ich ernüchert bin von dem geringen Interesse der Literaturwissenschaft, die Reichweite dieses Anliegens genauer zu untersuchen, so bleibt mir doch immer eine Zuflucht in Gestalt der Schreibenden selbst.

Schriftsteller und Schriftstellerinnen gehören zu den sensibelsten, intellektuell anarchistischsten, repräsentativsten und gründlichsten Künstlern. Der Test für ihr Können ist ihre Fähigkeit, sich etwas vorzustellen, was sich außerhalb ihres eigenen Ichs befindet, sich das Fremde vertraut zu machen und das Vertraute zum Rätsel. Die Sprachen, die sie benutzen, und der soziale und historische Kontext, in dem diese Sprachen von Bedeutung sind, offenbaren indirekt und

direkt dieses Können und seine Grenzen. Deshalb suche ich bei ihnen, den Schöpfern der amerikanischen Literatur, nach Klärung, was die Erfindung und die Wirkung des Afrikanismus in den Vereinigten Staaten betrifft.

Früher nahm ich als Leserin an, daß schwarze Menschen in der Vorstellung weißer amerikanischer Schriftsteller wenig oder nichts bedeuteten. Schwarze traten überhaupt nicht in Erscheinung, es sei denn als Objekt eines gelegentlichen Anfalls von Dschungelfieber, es sei denn, um Lokalkolorit oder einen Anstrich von Wahrscheinlichkeit zu verleihen oder um für eine notwendige moralische Geste, für etwas Humor oder ein wenig Pathos zu sorgen. Darin spiegelte sich, so meinte ich, der geringe Einfluß von Schwarzen sowohl auf das Leben der Gestalten im Buch als auch auf die kreative Vorstellungskraft des Autors. Anders zu denken oder zu schreiben, Schwarze durchgängig auf den Buchseiten und in Szenen vorkommen zu lassen wie eine gesetzlich vorgeschriebene Quote, wäre lächerlich und unredlich.

Aber dann hörte ich auf, als Leserin zu lesen, und fing an, als Schriftstellerin zu lesen. Da ich in einer rassistisch artikulierten und prädierten Welt lebte, konnte ich mit meiner Reaktion auf diesen Aspekt der kulturellen und historischen Situation Amerikas nicht allein dastehen. Ich fing an wahrzunehmen, wie die Literatur, die von mir verehrte und die von mir verabscheute, sich bei ihrer Begegnung mit Rassenideologien verhielt. Die amerikanische Literatur konnte es gar nicht verhindern, daß sie von dieser Begegnung geprägt wurde. Ja, ich wollte die Momente identifizieren, in denen die amerikanische Literatur Komplize bei der Verfertigung von Rassismus war, aber genauso wichtig schien mir, zu sehen, wann die Literatur explodierte und den Rassismus unterminierte. Und doch, dies waren geringere Belange. Sehr viel wichtiger war es, daß ich mich damit befaßte, wie afrikanistische Personae, afrikanistische Schilderung und

afrikamstische Sprache den Text mehr oder weniger unsicher in Bewegung brachten und bereicherten, wichtiger war, daß ich erwog, was das Engagement für das Wirken der schriftstellerischen Vorstellungskraft bedeutete.

Wie behilft sich eine literarische Äußerung, wenn sie sich ein afrikanistisches Anderes vorzustellen versucht? Welche Symbole, welche Kodes, welche literarischen Strategien werden erdacht, um sich auf diese Begegnung einzustellen? Was bewirkt die Aufnahme von Afrikanern oder afrikanischen Amerikanern an dem Werk und für das Werk? Als Leserin hatte ich immer angenommen, daß nichts «geschieht»: Afrikaner und ihre Nachkommen waren einfach nicht vorhanden – jedenfalls nicht auf eine Weise, die eine Rolle spielte; und wenn sie vorhanden waren, dienten sie dekorativen Zwecken – stellten das technische Geschick des agilen Autors zur Schau. Ich nahm an, da der Autor nicht schwarz war, könne das Auftreten afrikanistischer Gestalten oder Schilderungen oder afrikanistischer Sprache in einem Werk niemals eine Aussage über etwas anderes machen als über die «normale», nicht rassenbewußte, illusionistische weiße Welt, die den fiktionalen Hintergrund lieferte. Jedenfalls wurde kein amerikanischer Text von der Art, wie ich sie hier erörtere, jemals *für* Schwarze geschrieben – so wenig, wie *Onkel Toms Hütte* dafür geschrieben wurde, daß Onkel Tom es las oder sich davon überzeugen ließ. Als lesende Schriftstellerin erkannte ich schließlich das Offenkundige: das Subjekt des Traums ist der Träumer. Die Verfertigung einer afrikamstischen Persona ist reflexiv; eine außergewöhnliche Betrachtung über das Ich; eine kraftvolle Erforschung der Ängste und Wünsche, die im Bewußtsein des Schreibenden wohnen. Sie ist eine erstaunliche Offenbarung von Sehnsucht, von Schrecken, von Bestürzung, von Scham, von Großmut. Es erfordert ziemliche Mühe, dies *nicht* zu sehen.